

Erziehungs- und Elternkompetenz im Fokus

Die in der Rubrik „Zur Diskussion“ veröffentlichten Texte wurden in ihrer Mehrheit im Rahmen der gemeinsam von DEAE, BAG Evangelischer Familienbildungsstätten und Evangelischen Zentralinstitut für Familienberatung (EZI) veranstalteten Tagung „Kinder erziehen kinderleicht? Erziehungs Kompetenzen fördern als Aufgabe von Erwachsenenbildung, Familienbildung und Familienberatung“ vorgetragen, die am 27. und 28.1.2004 in Hannover stattfand. Der Beitrag von Annelinde Eggert wurde referiert beim Studientag „Gewaltfrei erziehen – fordern und fördern“ veranstaltet von DEAE, der Landesorganisation Evangelischer Erwachsenenbildung im Land Sachsen-Anhalt und dem Diakonischen Werk von Sachsen-Anhalt im Oktober 2003 in Magdeburg.

Einen Bericht über beide Fachtagungen veröffentlichte das Forum Erwachsenenbildung 1/2004 (S. 48–52).

Uta Meier: Familie in Spannungsfeldern

Familiales Zusammenleben und Erziehen in der bundesrepublikanischen Leistungsgesellschaft

Ist die Familie ein Auslaufmodell?

Die weit reichenden normativen und faktischen Strukturveränderungen von Familie und Kindheit werden in Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit überaus kontrovers diskutiert und widersprüchlich gedeutet. Ist die Familie ein Auslaufmodell? Beschreitet sie den Weg von der Notgemeinschaft hin zur Wahlverwandtschaft? Oder ist Familie – verstanden als generationsübergreifende Form des Zusammenlebens – gar vom Zerfall bedroht?

Oder scheint etwa umgekehrt Entwarnung auf der ganzen Linie angesagt zu sein, weil immerhin vier von fünf Kindern in Deutschland bis zum vollendeten 18. Lebensjahr mit ihren leiblichen Eltern zusammenwohnen?

Soweit in den Debatten um Zustand und Perspektiven von Familien unter Rückgriff auf empirische Befunde des Geburtenrückgangs, der sinkenden Heiratsneigung oder steigender Scheidungsziffern ihr Ende prognostiziert wird oder zumindest schillernde Krisenszenarios entworfen werden, ist das weder in der deutschen Traditionslinie noch anderswo sonderlich neu.

Die US-amerikanische Sozialwissenschaftlerin Linda Gordon kommt im Ergebnis ihrer historischen Studien zu folgendem Schluss: „Seit mindestens 150 Jahren hat es immer wieder Zeiten der ängstlichen Sorge gegeben, dass ‚Familie‘ – worunter eine volkstümliche Vorstellung und keineswegs eine korrekte Erinnerung irgendeiner tatsächlichen ‚traditionalen Familie‘ zu verstehen ist – in Auflösung begriffen sei. Und solche Befürchtungen haben in Zeiten sozialen Stresses die Tendenz, sich zu verstärken“ (Gordon 1988).

Offensichtlich befinden wir uns heute wieder in einer solchen Stress- bzw. Umbruchphase. Globalisierung und verschärfter internationaler Wettbewerb, soziale Verwerfungen infolge des Zusammenbruchs des real existierenden sozialistischen Machtsystems, ökologische Krisen, die geforderte Flexibilität in der Erwerbswelt rund um die Uhr – all das erzeugt Stress und ruft mit schöner Regelmäßigkeit Krisenpropheten auf den Plan.

Fünf gesellschaftliche Trends

Meine zentrale These lautet, dass die Familienbildung und die Erziehungsberatung zumindest fünf gesellschaftliche Entwicklungen gebührend in den Blick nehmen muss, um letztlich zu zielgruppenadäquaten Unterstützungsangeboten und Hilfen zur Konfliktbewältigung zu gelangen:

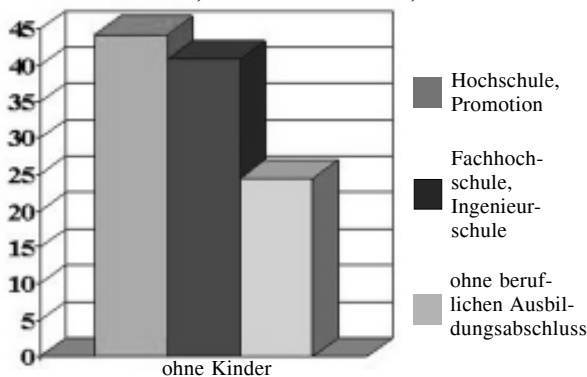
1. Eine erfüllte Partnerschaft mit Kinder(n) nimmt im Wertekanon und in den Lebensentwürfen von west- und ostdeutschen Frauen und Männern aller Altersgruppen einen vorderen Rangplatz ein. Von Familienverdrossenheit kann folglich keine Rede sein. Offensichtlich erhalten familiäre Lebenswelten als Orte von Verlässlichkeit, Vertrauen und Fürsorge angesichts des Anforderungsdrucks in der Erwerbswelt in letzter Zeit sogar einen höheren Stellenwert als noch in den 80er Jahren. Familie scheint als Refugium gegenüber dem Zwang zu Flexibilität und Mobilität in der Erwerbswelt geschätzt zu sein wie selten zuvor.

Die entscheidende Frage lautet dann allerdings, warum solche Erwartungshaltungen oftmals an der Realität scheitern. Wo liegen die Gründe für die Überforderung der Institution Familie? Warum scheitern Familien trotz der guten Vorsätze und der hoch gesteckten Erwartungshaltungen an privates Glück und Zuwendung?

2. Obwohl sich – wie gesagt – die überwältigende Mehrheit von jungen Frauen und Männern zwischen 16 und 24 Jahren also ein Leben mit Kindern wünscht, konstatieren wir in Deutschland – auch im europäischen Vergleich – ein hohes Ausmaß an dauerhafter Kinderlosigkeit. Demnach kann eine wachsende Zahl von ihnen ihren ursprünglichen Lebensentwurf zwischen Beruf und Familie nicht verwirklichen oder traut sich die Umsetzung dieser „doppelten“ Zukunftspläne nicht zu.

Nach neuesten Schätzungen werden 31,2% der 1965 geborenen westdeutschen Frauen keine eigenen Kinder haben. Auch in Ostdeutschland nimmt dieser Anteil sprunghaft zu: Er liegt in dieser Alterskohorte bei 26,4%; bei den 10 Jahre vorher geborenen Frauen waren es gerade 6% (Engstler 2000). Dauerhafte Kinderlosigkeit korreliert im Übrigen signifikant mit dem erreichten Bildungs- und Qualifikationsniveau von Frauen: Je höher ihr Bildungsstand, desto häufiger bleiben sie zeitlebens kinderlos.

Anteil der 35-39jährigen Frauen ohne Kinder im Haushalt, alte Bundesländer, 2000



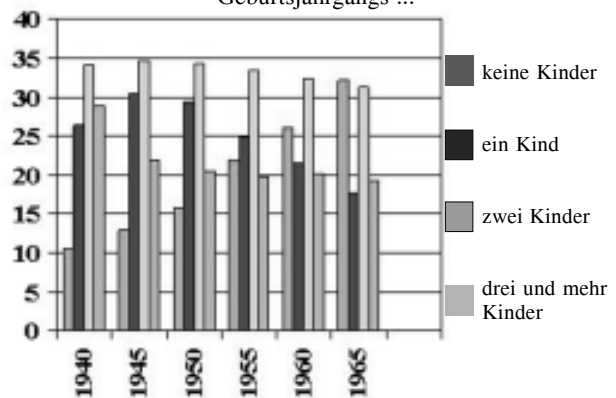
3. Betrachtet man allerdings den schrumpfenden Anteil derer, die eine Familie gründen, so fällt auf, dass die durchschnittliche Kinderzahl in den Familien seit Jahren konstant geblieben ist. Sie liegt im Westen bei 2,0 Kindern pro Familie; im Osten bei 1,9 Kindern pro Familie. Insgesamt verzichtet demnach einerseits ein wachsender Teil der jüngeren Generation generell auf Kinder. Wer jedoch eine Familie gründet, entscheidet sich in hohem und kaum veränderten Umfang für (mindestens)

zwei Kinder. Dieses Phänomen wird als gespaltenes Fertilitätsverhalten bezeichnet und macht den gegenwärtigen Strukturwandel von Familie aus. Nicht dagegen – wie so oft behauptet wird – der Trend zur Einkindfamilie.

Zu den familialen Lebensformen der Moderne gehören aber auch allein erziehender Elternteile mit ihren Kindern. Diese Lebensform entsteht heute primär als Folge von Ehescheidungen, nicht mehr als Folge von Verwitwung. Inzwischen enden sogar 35% der Ehen in Deutschland mit einer Scheidung. 21% der westdeutschen, 46% der ostdeutschen Frauen haben eine oder mehrere Phasen als allein erziehende Mütter bewältigt.

Es gibt verlässliche Hinweise darauf, dass in der Zukunft auch die Wiederverheiratungsquoten nach Schei-

Kinder: Wenn schon, dann zwei
In Deutschland haben so viel Prozent der Frauen dieses Geburtsjahrgangs ...



Quelle: Institut der Deutschen Wirtschaft Köln, 2003

dungen rückläufig sein werden. So gesehen wird deutlich, dass Familien entlang ihrer Biografien eine zunehmende Zahl von Umbrüchen in ihrer Familienstruktur erleben und verarbeiten müssen. Je älter die Kinder sind, desto häufiger wohnen sie bei getrennt lebenden oder geschiedenen Müttern oder Vätern oder in anderen Familienkonstellationen („Patchwork-Familien“).

4. Die Entscheidung für Kinder führt demnach hierzulande oftmals zu prekären Lebenslagen oder mündet in Armut. Diese Befunde sind eine Folge der strukturellen Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Leben mit Kindern, eine Metapher, die die Sachverständigenkommission zur Erstellung des 5. Familienberichts „Familien im vereinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens“ formuliert hat (BMFS 1994a). Gemeint ist die strukturelle Gleichgültigkeit gegenüber dem Umstand, ob sich Menschen für ein Leben mit Kindern zu entscheiden oder nicht. Die in den vergangenen Jahrzehnten mit deutscher

Gründlichkeit betriebene „Privatisierung“ der Kinderfrage, manifestiert sich zum einen darin, dass das Großziehen von Kindern zu beträchtlichen finanziellen Nachteilen gegenüber anderen Lebensformen geführt hat. Erst



durch die Urteile des Bundesverfassungsgerichts in den 90er Jahren wurde etwa die jahrzehntelange verfassungswidrige Besteuerung des Existenzminimums von Eltern mit Kindern skandalisiert und ins öffentliche Bewusstsein gerückt. So zeigt eine Analyse der kumulierten

Entlastungswirkungen nach dem Familienförderungsgesetz 2000 über einen prognostizierten Zeitraum von 20 Jahren (bis 2020) im Vergleich von verschiedenen Haushaltstypen, dass teilzeitbeschäftigte Alleinerziehende mit ihren Kindern das Lebensniveau nie mehr erreichen können, das sie während der Ehe erzielt haben. Zudem verdeutlicht diese Simulation, dass eine Umverteilung der finanziellen Entlastung zu Gunsten derer, die Kinder groß ziehen, nicht erreicht wird, weil auch Doppelverdienerhaushalte ohne Kinder von der Steuerreform profitieren (Preuße 2000).

5. Der Übergang zur Elternschaft vollzieht sich in zunehmendem Maße in Paarkonstellationen mit gleichen Bildungs- und Qualifikationsabschlüssen von Frau und Mann: In sieben von zehn Ehen treffen wir auf Ehehomo-genität. Lediglich in jeder 5. Ehekonstellation verfügt der Mann derzeit noch über einen höheren Bildungsabschluss als seine Partnerin (Blossfeld/Timm 1997). Bei den heute 70jährigen Frauen war dieses „Setting“ in mehr als der Hälfte aller Ehen gegeben und bildete die Basis für die Akzeptanz herkömmlicher Rollenteilung.

Folglich erweist sich der Heiratsmarkt heute stärker als in den zurückliegenden Jahrzehnten als eine Institution, die soziale Ungleichheit verstärkt: Auf der einen Seite kumulieren ungünstige Lebensumstände in den unteren Bildungs- und Einkommensgruppen, auf der anderen Seite können Paare mit sehr guten und guten Ausbildungsabschlüssen ein hohes Lebensniveau durch beidseitige Erwerbsbeteiligung erreichen. Die Realisierung von Kinderwünschen wird jedoch angesichts der völlig unzulängli-

chen Rahmenbedingungen einer Verknüpfung von Familie und Beruf bei diesen gut qualifizierten Gruppen biografisch „verschoben“ oder aufgegeben. Entscheiden sie sich dennoch für Kinder, greifen traditionelle Arbeitsteilungsmuster nicht mehr; was oft Anlass für Partnerschaftskonflikte gibt. Angehörige der unteren Bildungsgruppen realisieren ihre „Familienprojekte“ zwar in aller Regel, handeln sich damit aber oft schwierige finanzielle Probleme ein und prekäre Beschäftigungsverhältnisse für die Mütter.

Gesellschaftlicher Strukturwandel und Interaktionsbeziehungen junger Paare

Trotz dieser ernüchternden Befunde überwiegt in den einzelnen Partnerschaften, die sich für Kinder entscheiden, das Prinzip Hoffnung. Die jungen Frauen vertrauen darauf, dass sich ihr Partner gleichermaßen an den Familienpflichten und der Fürsorge gegenüber dem gemeinsamen Kind beteiligen wird und ihre beruflichen Ambitionen unterstützt.

Junge Männer gehen demgegenüber oft stillschweigend davon aus, dass von ihnen die Rolle des außerhäusigen „Ernährers“ erwartet wird. Alles andere, so glauben viele, „werde sich schon finden“.

Schicht- und bildungsübergreifend sind die werdenden Väter heutzutage an der Vorbereitung des großen Ereignisses beteiligt. Auch geben sie sich verbal durchaus offen für neue Partnerschaftskonzepte. Die familiäre Arbeitsteilung weist zwar schon in dieser Phase geschlechtsspezifische Differenzen auf, die sich jedoch in Grenzen halten und zunächst keinen ernsthaften Anlass für Konflikte geben.

Zunächst sind es bekanntlich fast durchweg die Mütter, die zeitweise oder vollständig aus ihrem Beruf aussteigen, selbst dann, wenn sie bis dato qualifizierte Berufe ausgeübt haben. Diese Entscheidung zu Gunsten der Betreuung des Neugeborenen ist nachvollziehbar und emotional durchaus verständlich.

Allerdings wirkt sich diese Entscheidung für den weiteren berufsbiografischen Verlauf von Frauen in Anbetracht der nach wie vor bestehenden Privilegierung von kontinuierlichen männlichen Normalbiografien als Leitmuster im Zugang zu Einkommen, Berufskarrieren und Alterssicherung negativ aus. Diese Feststellung betrifft sämtliche Qualifikationsstufen.

Die Schlussfolgerung kann sicher nicht lauten, Kinder möglichst früh in Fremdbetreuung zu geben. Vielmehr gilt es, endlich ernsthaft über flexibilisierte Rückkehrva-

rianten nachzudenken und diese auch strukturell zu ermöglichen, wobei erworbene Familienqualifikationen nicht als Karrierehindernis, sondern als Surplus im Sinne von heutzutage auch offiziell für notwendig erachteten Berufsqualifikationen wie Empathie- und Konfliktfähigkeit oder Koordinierungsvermögen anzuerkennen.

Zur Resistenz traditioneller Geschlechterrollen

Die meisten jungen Väter nehmen nach der Geburt ihres Kindes einen Teil ihres Jahresurlaubs, halten es dann aber offenkundig für selbstverständlich, wieder voll erwerbstätig zu sein. Ihren Frauen dagegen trauen sie es zu, ab sofort rundum zu Hause zu bleiben, den Verzicht auf ihre Berufsarbeit und den Verlust von damit verbundenen Außenkontakten zu verarbeiten.

In dieser Phase stellt sich dann meist heraus, dass im Vorfeld nur höchst selten über die Konsequenzen der Realisierung von Kinderwünschen dialogisch nachgedacht worden ist. Denkbare Szenarien, wie der Alltag in der neuen Familienkonstellation gestaltet werden soll, welche Erwartungen beide aneinander haben und welche Arrangements denkbar wären, sind in aller Regel vorher kein Gesprächsstoff.

Im Übergang zur Elternschaft offenbaren sich die unterschiedlichen Erwartungshaltungen von Frauen und Männern an die Gründung einer Familie: Für Frauen bedeutet die Entscheidung für Familie die Übernahme eines hohen Verpflichtungsgrades und eine deutliche Mehrbelastung durch Haus- und Fürsorgearbeit. Männer assoziieren mit einem glücklichen Familienleben ihre „Ernährerrolle“, aber auch den Zugriff auf einen ihn versorgenden Background für physisches und emotionales Wohlbefinden.

In einer vom Deutschen Jugendinstitut e. V. München durchgeführten Befragung gaben 80% der jungen Väter an, durch die Existenz eines Kindes in ihrer Familie „in keiner Weise beruflich oder hinsichtlich der Realisierung von Freizeitinteressen eingeschränkt zu sein“.

Für beinahe den gleich hohen Prozentsatz der jungen Mütter bedeutet die Geburt eines Kindes den – mutmaßlich – nur vorübergehenden Ausstieg aus dem Beruf.

Im Übergang zur Elternschaft kommen verstärkt überkommene geschlechtsspezifische Sozialisationsmuster und die damit verbundene Einübung in unzeitgemäße Rollenbilder zum Tragen.

Junge Mütter sehen sich totalisierenden Mutternormen gegenüber, ganz für ihr Kind da zu sein. Dieser An-

spruch wird offen wie subtil durch ihre Umgebung vermittelt. Auch der Kindesvater macht da keine Ausnahme; tritt aber selbst den „Rückzug aus der Familie“ an, um seiner „Ernährerrolle“ gerecht zu werden. In dieser Haltung manifestiert sich das „starke Brotverdienermodell“ der ehemaligen Bundesrepublik, das aber angesichts der wachsenden Bildungs- und Qualifikationspotenziale der jüngeren Frauengeneration als nicht mehr zeitgemäß einzustufen ist.

Diese unterschiedlichen Lebensplanungen von Frauen und Männern sind für die Mutter-Vater-Kind-Triade hochgradig konfliktuell und „bearbeitungsbedürftig“.

Dilemmata im Detail – Empirische Befunde

Untersuchungen zeigen, dass sämtliche Indikatoren wie Gemeinsamkeit, Sexualität, Konflikte und Streit auf eine starke Beeinträchtigung der Paarbeziehungen nach der Geburt eines Kindes hinweisen. Dies gilt übrigens auch für junge Eltern mit sehr guten Bildungsabschlüssen und mit vergleichsweise privilegierten Einkommens- und Wohnverhältnissen (Graf 2002). Ausnahmen bestätigen hier eher die Regel.

Wie die erste gesamtdeutsche Zeitbudgeterhebung von 1991/2 belegt, beteiligen sich junge Väter in Partnerschaften pro Tag lediglich sechs Minuten länger an

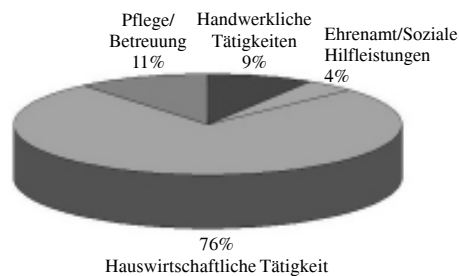


der zu erledigenden Hausarbeit als Männer, die ohne Kind(er) mit einer Partnerin zusammenleben.

Die LBS-Studie „Übergang zur Elternschaft“, die 1995 in Auftrag gegeben wurde und deren Ergebnisse nun vorliegen, hat im Längsschnitt bei 175 Paaren, die zwischen Dezember 1995 und August 1996 ihr erstes (90 Paare „Erstelterne“) bzw. ihr zweites bzw. drittes Kind (85 Paare „Zweitelterne“) bekamen, untersucht und insbesondere

jene Veränderungen in den Blick genommen, die im Übergang zur Elternschaft und bei der weiteren Entwicklung von jungen Familien auftreten. In Bezug auf die Beteiligung der Väter an kindbezogenen Aufgaben kommt die Studie zu folgendem Ergebnis:

Unbezahlte Arbeit nach Arbeitsbereichen



Quelle: BMFSFJ (Hg.): Wo bleibt die Zeit? 1994, Wiesbaden, S. 10

Von den 19 typischen Aufgaben (das Kind versorgen, es baden, füttern, mit ihm spazieren gehen, zum Kinderarzt gehen, Märchen vorlesen etc.) wurde fast die Hälfte ausschließlich von den Müttern allein erledigt, beinahe ebenso viele gemeinsam von beiden Elternteilen und lediglich eine halbe Aufgabe übernimmt alleinverantwortlich der Vater. Es handelt sich um Tätigkeiten im Bereich Spaß, Sport und Spiel, die Hoffnung auf emotionale Nähe geben oder der Förderung der eigenen Kreativität und persönlichen Vorlieben entsprechen. Väter beurteilen ihr Engagement etwas günstiger als ihre Partnerinnen, bestätigen aber, dass die Betreuung und Versorgung des dreijährigen Kindes im Wesentlichen von der Mutter übernommen wird.

Je unkomplizierter und „pflegeleichter“ dem Vater sein Kind erscheint, desto mehr Freude hat er am Umgang mit ihm, desto häufiger beschäftigt er sich mit seinem Kind. Umgekehrt gilt: Väter, die ihr Kind als eher schwierig charakterisieren, erleben viele Frustrationen, wenig Freude und überlassen die Betreuung und Versorgung des Kindes nahezu vollständig ihren Partnerinnen.

Die „Abgabe“ des Kindes an die Mutter löst oftmals eine Dynamik aus, die die Beziehung zwischen Vätern und Kindern auch im weiteren Lebenslauf charakterisiert. Fthenakis kommt zu dem Schluss, dass es im Sinne der Förderung väterlicher Beteiligung im Familienalltag darum gehe, solche Wirkketten möglichst früh zu durchbrechen.

Er hebt schließlich die Rolle der Mutter als „gate keeper“ in diesem Prozess hervor. Sie soll, anleiten, einbinden, ermutigen. Am Ende hat die Mutter wieder einmal den Schwarzen Peter in der Hand, wenn Fthenakis den Schluss zieht, ein geringes väterliches Engagement ist somit auch Resultat des mütterlichen Verhaltens.

Gisela Notz konnte in ihrer Längsschnittanalyse in 28 Familien im Übergang zur Elternschaft nicht in einem einzigen Falle bestätigen, dass Frauen es nicht fertig brächten, das Kind an den eigenen Vater abzugeben. Alle Frauen, die glaubten, sich auf den Vater ihres Kindes verlassen zu können, waren auch bereit, ihn an der Versorgung und Erziehung wirklich teilhaben zu lassen.

Die fast ausschließliche Inanspruchnahme des Erziehungsurlaubs durch die Mutter erwies sich allerdings als „Falle“: Die Arbeitsteilung ändert sich schlagartig in Richtung traditioneller Rollenteilungsmuster. Die günstigste Basis für eine erfolgreiche Aushandlung gleichberechtigter Arbeitsteilung hatten Frauen mit einem existenzsichernden Beruf. Jene also, die im Konfliktfall auch ohne Kindesvater ihren Alltag mit einem Kind gestalten können.

Angesichts dieser Befunde ist es unstrittig, dass ganzheitliche Unterstützungs- und Begleitungsangebote für junge Familien von Nöten sind. Denn Themen wie Alltags- und Fürsorgearbeit, Geschlechterbilder, Familienplanung, Umgang mit Stress oder der Erwerb von Strategien zur Konfliktlösung bleiben im Rahmen von schulischer Bildung weitgehend unbeachtet.

Familie und Geschlechterrollen als Thema schulischer Bildung und außerschulischer Jugendarbeit

Bedingt durch die einseitige Fixierung schulischer Curricula auf den Erwerbsbereich ist ein Vakuum bei der Vorbereitung auf das Leben jenseits der beruflichen Qualifikationen offensichtlich. Das Know-how für die Bewältigung erwartbarer Anforderungen und Schwierigkeiten bei der Alltagsgestaltung fehlt ebenso wie die Vermittlung von Fähigkeiten und Strategien, um mit Konflikten und Spannungen umzugehen.

Außerdem kann man eine Schweigespirale in Sachen Haus- und Fürsorgearbeit und den damit verknüpften Nachteilen für weibliche Lebensläufe im Schulalltag beobachten. Mädchen wird hier vermittelt, dass ein ausgeprägter persönlicher Bildungswille und gute Schulabschlüsse Chancengleichheit mit den Männern im weiteren Lebensverlauf garantieren. Diese „Bildungssillusion“ zerplatzt oft schon an der „doing-gender-Struktur“ des Berufsbildungssystems, beim Berufseinstieg oder spätestens dann, wenn Kinder zu versorgen sind. Die Alltagsvergessenheit schulischer Curricula bringt es zugleich mit sich, dass die männliche Normalbiografie mit ihrer außerhäusigen „Ernährerrol-

le“ nicht hinterfragt wird und Jungen mit teils erheblichen sozialen und kommunikativen Defiziten die Schule verlassen, die sich entlang ihrer weiteren Biografie eher verstetigen als verringern.

Angebote einer antisexistischen Jungenarbeit und einer Selbstwert stärkenden Mädchenarbeit im Rahmen von außerschulischen Angeboten der Jugendhilfe greifen diese Problematik inzwischen ernsthaft auf. Dennoch sind wir weit davon entfernt, in der Kindheits- und Jugendphase Mädchen und Jungen jene Schlüsselqualifikationen und Alltagskompetenzen zu vermitteln, die sie in die Lage versetzen können, ihre Lebens- und Berufsplanung souverän in die Hand zu nehmen. Stattdessen wirkt der „heimliche Lehrplan“ der herkömmlichen Geschlechtererziehung fort.

Trotz Leistungserfolg und ausgeprägter Leistungsorientierung können Mädchen während ihres Aufenthalts im koeduktiven Schulsystem ihre Vertrauensnachteile nicht wettmachen. Ihre bescheidene Zurückhaltung und ihr Übersehen werden in den Schulstrukturen ebenso hingegenommen wie die Dominanz und erzwungene Beachtung der Jungen akzeptiert wird.

Jungen fehlen im feminisierten Berufssektor „Schule“ ebenso wie in der Familie reale männliche Vorbilder und Identifikationspartner als Freunde und vollwertige Partner von Frauen im Alltag und bei der Erziehung. Die räumliche, zeitliche und emotionale Abwesenheit von Männern im Alltagsleben vermittelt ihnen, dass Frauen und Kinder zusammengehören, Männer und Kinder jedoch nicht. Sie haben keine realistische Vorstellung von dem, was Männlichkeit heißt. Dieser Tatbestand befördert eine Orientierung der nachwachsenden Jungen und jungen Männer an den völlig unrealistischen Inszenierungen von Männlichkeit in den einschlägigen Medien. Dieser Bezug auf virtuelle Leitbilder, die traditionelle Männlichkeitsklischees bedienen – getreu dem Motto „Probleme löst man(n) mit Geld, der Faust oder einer Pistole“ –, schaden ihnen eher als das sie nützlich wären: Die Absolutheit dieser Leitbilder macht es beinahe unmöglich, sie einzulösen und führt zur Verleugnung von Emotionen und Gefühlen.

Es dürfte also kaum übertrieben sein, der Institution Schule damit jene strukturelle Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Leben mit Kindern zu attestieren, die die Sachverständigenkommission des 5. Familienberichts auch für andere gesellschaftliche Institutionen konstatiert hat. Das heißt, eine allgegenwärtige Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben mit Kindern und den sie betreuenden Personen.

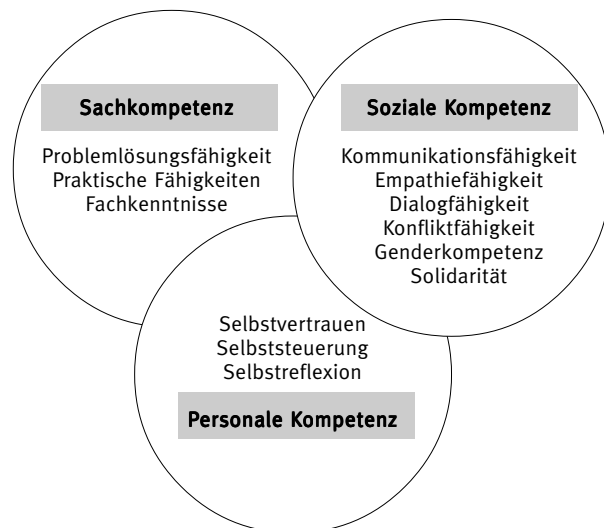
Wie müsste eine strukturelle Lösung hin zu geschlechtergerechten Verhältnissen aussehen?

Es würde zunächst darum gehen, bestimmte Anteile an bisher privat geleisteter Arbeit in einer Dienstleistungsgesellschaft – gerade auch im Bereich personen- und haushaltsbezogener Dienste – zu professionalisieren und zwar für alle Laufbahngruppen bis hin zur Hochschulausbildung. Das bedeutet, über Qualitätsstandards für Betreuung, Bildung, Erziehung, Pflege, Ernährung und Haushalt endlich öffentlich zu diskutieren und Dienstleistungsberufe entsprechend auszugestalten im Sinne der Gewährleistung einer individuellen Existenzsicherung und der Eröffnung von Aufstiegschancen (Krüger 2000).

In dieser Hinsicht ist die neue Ausbildungsordnung zur Erlangung der beruflichen Erstausbildung „examinierter Altenpfleger/examinierte Altenpflegerin“ ebenso richtungweisend wie die Einrichtung des Studiengangs „Pflegerwissenschaften“.

Ein öffentliches Nachdenken über diese Tätigkeitsfelder wird aber auch die Grenzen der Verberuflichung privater Arbeit sichtbar werden lassen. Es braucht Se-

Kompetenzspektrum familienbezogener Bildung



quenzen im Lebenslauf, in denen gegenüber Kindern, Kranken und pflegebedürftigen Angehörigen privat geleistete Fürsorgearbeit Sinn macht und zur Erhaltung von Lebensqualität wesentlich beiträgt (Stiegler 1999). In der Wahrnehmung und Anerkennung dieser Lebensweisheit liegt zugleich auch die Chance zur Anerkennung von Haus- und Fürsorgearbeit im privaten Lebensbereich.

Diese Vision ist zu verknüpfen mit einer Entkopplung von Fürsorge- und Erwerbsarbeit von herkömmlichen Geschlechterrollenzuweisungen.

Was sich im Grund sehr einfach und logisch anhört, trifft angesichts der Geringschätzung, die männliche Entscheidungsträger gegenüber Haus- und Fürsorgearbeit nach wie vor hegen, auf teils erbitterten Widerstand. Als ein aktuelles Beispiel der unheiligen Allianz zwischen der biografischen Verfestigung von männlicher Alltagsvergessenheit und realer Entscheidungsmacht möchte ich eine Aussage des Präsidenten der Technischen Universität München, Prof. Hermann, zitieren. Er begründete die Abschaffung der gerade auch in der Verbrauchsforschung ausgewiesenen Haushaltswissenschaft als universitäre Fachrichtung in München-Weihenstephan unter Hinweis darauf, dass schließlich jeder einen Kühlschrank öffnen könne und dies nicht Nobelpreis verdächtig sei. Wie wir sehen, hat sich das arbeitsteilige Prinzip der hochgradigen Spezialisierung als außerhäusiger Lebensberuf für Männer auf der einen Seite und die Zuweisung der verbleibenden unbezahlten häuslichen Arbeit an die weibliche Hälfte der Gesellschaft im Industriezeitalter nicht bewährt.

Die hier unverblümt geäußerte Geringschätzung von lebensweltlichen Erfahrungen und Qualifikationen sowie die Zuweisung der Familienarbeit an Frauen haben zu ihrer nachweislichen Benachteiligung in vielen Lebensbereichen geführt. Trotz inzwischen gleicher Bildungs- und Berufsabschlüsse sind sie nach wie vor Erwerbspersonen 2. Klasse geblieben und konnten die gläserne Decke zu den relevanten Führungspositionen nicht durchstoßen.

Familientätigkeiten und Fähigkeiten, die in diesem Lebensbereich erlangt werden, erfahren bis heute kaum eine Anerkennung als Qualifikation, die im Erwerbsleben beruflichen Aufstieg begünstigen könnten. Immer noch werden Einkommenseinbußen nach der Familienphase mit einem vermeintlich „Humankapitalverlust“ der Frau gerechtfertigt.

Allerdings werden in den neuen Strukturen der Arbeitswelt einer modernen Dienstleistungsgesellschaft allmählich Stimmen laut, die fächerübergreifende Qualifikatio-

nen als Schlüsselqualifikation der nachindustriellen Gesellschaft fordern. Auch finden sich vereinzelt Aussagen von Zukunfts- und Trendforschern, die davon sprechen, dass die „breitbandigere“ Sozialisation von Frauen sie als Lebensunternehmerinnen geradezu prädestiniere (Lutz 1995).

Soll ein neues, geschlechtergerechtes Paradigma des Lebenslaufs für Männer und Frauen an die Stelle des erwerbsarbeitszentrierten Paradigmas der Industriegesellschaft treten, benötigen wir eine tief greifende Neuorganisation von Privatheit und Öffentlichkeit von Familien und

Erwerbsarbeitswelt. Dann müssen Übergänge, Brüche, Auszeiten im Lebenslauf von Frauen und Männern nicht nur akzeptiert, sondern gesellschaftlich erwünscht und zur Norm erhoben werden. Wenn Grenzziehungen zwischen beiden Lebensbereichen weniger strikt sind, Beruf und familialer Alltag durchlässiger und nicht mehr als völlig getrennte Lebensbereiche betrachtet werden, dann werden sich auch traditionelle Geschlechterrollen als historische überholt erweisen. Ebenso würde die dadurch erreichte Gleichwertigkeit unterschiedlicher Formen von Arbeit eine einseitige Vermitt-

lung von erwerbsarbeitsbezogener Bildung in Schulen und weiterführenden Bildungseinrichtungen ad absurdum führen. Es wäre geradezu zwingend, Bildungsinhalte alltagsnah und ganzheitlich auszurichten.

Wenn diese Argumente nicht zu überzeugen vermögen, dem sollte im Zeitalter des Narzissmus (C. Lash) folgender Befund zu denken geben: Eine strikte, bis ins Rentenalter beibehaltene geschlechtliche Arbeitsteilung wirkt sich repräsentativen Ergebnissen des deutschen Zentrums für Altersforschung und der Universität Siegen zufolge bei Männern wie Frauen lebensverkürzend aus. Anders gesagt: Eine übersteigerte, einseitige „agency“ (d. h. die eigene Person im beruflichen Leben in den Mittelpunkt zu stellen) erhöht bei Männern ebenso wie eine übersteigerte einseitige „communion“ (Bezogenheit auf die Familie) bei Frauen deren Sterberisiko (Krumpholz-Reichel 2001). Eine wirksame, lebensverlängernde Strategie hat demnach an der Gegenläufigkeit geschlechts-

Zukunftsfähige Politik für Familien

Frauen und Männer werden gleichermaßen als Erwerbstätige mit Versorgungs- und Betreuungsaufgaben für Kinder und Familienangehörige definiert.

Voraussetzungen:

- Ausprägung von androgyner Kompetenz bei beiden Geschlechtern
- Ressortübergreifendes Bündnis zwecks Vereinbarkeit von Familie und Beruf
- Flexible kind- und familienbezogene Infrastrukturen
- Unterstützung von MigrantInnenfamilien bei der Integration in die Aufnahmegesellschaft
- Gender-Mainstreaming als durchgängiges politisches Handlungsprinzip

bezogener Rollenbilder anzuknüpfen. Der Schlüssel für ein langes Leben liegt folglich in der Aneignung von androgyner Kompetenz (Meier 1999). Die Hinwendung zur Familie wirkt sich bei Männern lebensverlängernd aus, wohingegen Frauen von einem stärkeren Bezug zur Öffentlichkeit und zum Berufsleben profitieren.

Zielgruppenorientierte Beratungs- und Unterstützungsangebote für Familien, Kinder und Jugendliche müssten meines Erachtens nachdrücklich geschlechtersensibilisiert vorgehen. Dazu gehört die systematische Beachtung von „doing gender“ Strukturen, die Familie, Schule und das Berufsbildungssystem durchziehen. Darüber hinaus käme es darauf an, die Geschlechterungleichheit des Arbeitsmarktes und der sozialen Sicherungssysteme mit ihren nachteiligen Folgen für Frauen entlang ihres Lebenslaufs zu analysieren und geeignete Gegenstrategien im Sinne des „gender mainstreaming-Konzepts“ zu kreieren.

Literatur

- Berger, P. (1994): „Lebensstile“ – Strukturelle oder personenbezogene Kategorie? Zum Zusammenhang von Lebensstilen und sozialer Ungleichheit. In: Dangschat, J./Blasius, J. (Hg.): Lebensstile in den Städten. Opladen, 137–149
- Blossfeld, H.P./Timm, A. (1997): Der Einfluss des Bildungssystems auf den Heiratsmarkt. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 49, 4, 440–476
- Bundesministerium für Familie und Senioren (Hg.) (1994a): Familie und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens. 5. Familienbericht. Bundesdrucksache 12/7560. Bonn
- Bundesministerium für Familie und Senioren (Hg.) (1994b): Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland. Wiesbaden
- Engstler, H. (2000): Der Wandel der Lebens- und Familienformen im Spiegel der amtlichen Statistik. In: Maywald, J./Schön, B./Gottwald, B. (Hg.): Familien haben Zukunft. Reinbek b. Hamburg, 227–239.
- Erler, W./ Nußhart, C. (2000): Familienkompetenzen als Potential einer innovativen Personalentwicklung. Trends in Deutschland und Europa. Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.).Berlin
- Fthenakis, W. E. (2000): Vaterschaft heute: Das Ausmaß väterlicher Beteiligung – familienpolitische Implikationen. In: SPD: Zukunft Familie, 95–118
- Graf, J. (2002): Wenn Paare Eltern werden: Die Bedeutung der Ehequalität für die kindliche Entwicklung in den ersten Lebensjahren. Weinheim
- Gordon, L. (1988): Heros of their own lives. New York, S. 3. Zitiert nach: J. Stacey: Zurück zur postmodernen Familie. In: Soziale Welt, Heft 3, 1988
- Koppetsch, C. (1999): „Da hilft Heiko, wenn er denn aufwacht.“ Bei Hausarbeit ist Emanzipation Illusion. In: Frankfurter Rundschau, 11.9.1999, S. 2ZB 5
- Krüger, H. (2000): Ein expandierender Arbeitsmarkt mit sieben Siegel. In: Frankfurter Rundschau, 16.2.2000
- Krumpholz-Reichel, A. (2001): Auf ein langes Leben! In: Psychologie heute, 23–26
- Lutz, C. (1995): Leben und Arbeiten in der Zukunft. München
- Meier, U. (1999): Haushaltswissenschaften. In: Jansen, B. et al. (Hg.): Handbuch Soziale Gerontologie. Weinheim, Basel, 155–170
- Meier, U. (2000): Die Pluralisierung der Lebensformen und ihre kulturelle Ausdifferenzierung. In: Familie 2000. 56–69
- Notz, G. (1991): „Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann.“ Bonn
- Oelemann, B. (1999): Vaterseelenallein. Jungen in der Schule. In: Praxis Schule. Heft 6, 29–33
- Preuße, H. (2000): Berechenbarkeit des Betreuungsbedarfs für Kinder. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens, 4, 420–439
- Stiegler, B. (1999): Welcher Lohn für welche Arbeit? Über die Aufwertung der Frauenarbeit. In: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): Expertisen zur Frauenforschung. Bonn
- Strohmeier, K.P. (1993): Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. B 17

Annelinde Eggert: Was Kinder brauchen

Erziehung und Erziehungsstile zwischen Freiheit und Struktur

Für die meisten Menschen in unserer Gesellschaft ist die Familie über wesentliche Jahre des Lebens hinweg die primäre Bezugsgruppe. Dies gilt nach wie vor, trotz der zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung der Lebenslagen und des damit einhergehenden Wandels familialer Lebensformen. Da Heranwachsende in der Regel ihre Kindheit und Jugend im Elternhaus verbringen und insbesondere während der ersten Lebensjahre intensive und manchmal fast ausschließliche Kontakte zur eigenen Fa-

milie haben, bestimmen familiäre Bedingungen die Herausbildung kindlicher Subjektivität entscheidend mit. Ein bedeutsamer Einflussfaktor ist dabei das elterliche Erziehungsverhalten, das das Leben eines Menschen weit über seine Kindheit und Jugend hinaus beeinflusst.

Nun sind Familien bekanntermaßen nicht immer Orte des Friedens. Nach einer Studie aus den neunziger Jahren stellt die Ohrfeige, noch vor dem Fernsehverbot, die